

(Nachdruck verboten.)

83]

## Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Bei diesen Worten zitterte der Gastwirt in dumpfem Born und rannte hin und her wie ein altes krankes Pferd, das aber aus starker Kasse stammt und sich bis zur letzten Minute häumt. Tonet konnte sich einer gewissen Bewunderung für den alten Abenteuerer nicht erwehren, in welchem trotz der von der Krankheit hervorgerufenen Schläfrigkeit, trotz des Fettes, das ihn schlaff machen mußte, plötzlich die unbezähmbare Energie eines kraftvollen Kämpfers, der keine Gewissenbisse kannte, wiedererwachte.

In dem tiefen Schweigen des Hauses ertönte das ferne Echo der Blasinstrumente, die die Musiker jenseits des Dorfes hören ließen.

Canamel begann wieder zu sprechen, und seine Worte wurden von der Musik begleitet, die immer näherrückte.

Ja, gewiß war alles Lüge, aber er war nicht dazu da, um den Leuten als Zielscheibe zu dienen. Schließlich ärgerte es ihn, wenn er sehen mußte, wie Tonet die Schenke keine Sekunde verließ und fortwährend in brüderlicher Vertrautheit mit Neleta verkehrte. Er hatte genug von einer solchen Brüderlichkeit und war sich mit dem Onkel Paloma darin einig. In Zukunft würden sie ihre Angelegenheiten, was die Sequiota betraf, allein erledigen, der Großvater würde sich mit seinem Enkel verständigen und ihm den Anteil geben, der ihm zufam. Tonet hatte also mit Canamel nichts mehr zu verhandeln. Wenn ihm das nicht paßte, so brauchte er es nur zu sagen. Er war durch das Los Herr der Sequiota geworden, aber der Onkel Paco würde dann sein Kapital und seine Neze zurückziehen, was seinen Großvater sicherlich ärgerte, und dann konnte er ja sehen, was er allein ausrichtete.

Tonet protestierte nicht und erhob nicht den geringsten Einwand. Was sein Großvater tun würde, wäre ihm recht.

Die Musiker erschienen vor der Schenke, und bei ihren harmonischen Klängen erzitterten die Mauern.

Canamel erhob die Stimme, um gehört zu werden. Jetzt, wo ihre geschäftlichen Angelegenheiten erledigt waren, hatten sie noch beide als Männer miteinander zu sprechen. Und mit der Autorität des Gatten, der keine Lust hat, anderen zum Gespött zu dienen, und des Mannes, der, wenn es nötig war, einen unangenehmen Menschen bei den Schultern zu packen und hinauszwerfen wußte, befahl er Tonet, nicht mehr den Fuß in die Schenke zu setzen und unter keinen Umständen mehr wieder bei ihm zu erscheinen. Er hatte ihn doch verstanden, nicht wahr? Ihre Freundschaft hatte aufgehört. Das war das Beste, um diesem ganzen Gerede und all diesen Lügen ein Ende zu machen.

Und während die Posaunen ihre dumpfen Klänge vor der Tür der Schenke ertönen ließen, richtete Canamel seine dicken Glieder auf die Fußspitzen auf und erhob die Arme zum Dache, um die ungeheure, unermessliche Höhe anzudeuten, die den Kubaner von nun an von dem Gastwirt und seiner Frau trennen sollte.

7.

Kaum hatte Tonet zwei Tage verbracht, ohne den Fuß in die Schenke zu setzen, da war er sich klar darüber, wie innig er Neleta liebte. Dazu kam, daß der Verlust des fröhlichen Wohllebens, dessen er sich erfreut, der üppigen Fülle, in der er bis dahin gleichsam wie in ein Meer von Genüssen versunken war, seine Verzweiflung noch erhöhte. Was ihm aber in erster Linie fehlte, das war die heimliche Liebe, die doch von der ganzen Bevölkerung erraten wurde, die reizende Verlockung, seine Geliebte in voller Gefahr zu streicheln, fast unter den Augen des Gatten und der Kunden, wo er sich jeden Augenblick einer Ueberraschung aussetzte.

Als Canamel ihn aus seinem Hause fortgejagt hatte, wußte er nicht mehr, wo er hin sollte. Er versuchte, neue Freundschaften in den anderen Schenken von Palmar anzuknüpfen, elende Baracken, deren ganze Anziehungskraft in einer armseligen kleinen Tonne bestand, und die nur ab und zu von schlechten Kunden besucht wurden, die Canamel wegen Schulden aus seinem Lokal gejagt. Tonet entfloß aus diesen Baracken wie ein Potentat, der irrtümlich eine Garfücke betreten hat.

Tagelang trieb er sich in der Umgebung des Dorfes herum. Wenn er müde war, ging er nach Saler, Peralla, nach dem Hafen von Catarroja oder nach einer anderen Gegend und suchte dort die Zeit totzuschlagen. Er, der sonst so faul war, zog die Ruderstange jetzt stundenlang auf seiner kleinen Barke, um einen Freund aus keinem anderen Grunde zu besuchen, als eine Zigarre mit ihm zu rauchen.

Die neue Situation zwang ihn, in der Stütze seines Vaters zu leben, und mit einer gewissen Unruhe betrachtete er den Onkel Toni, der durch seinen traurigen Blick manchmal anzudeuten schien, daß er von allem, was vorgegangen, unterrichtet war. Von der Langeweile verzehrt, schlug Tonet jetzt eine andere Taktik ein. Anstatt wie ein Tier im Käfig von einem Ende des Abuferas zum anderen herumzulaufen, war es doch noch besser, seinem armen Vater seine Hilfe zu leisten, und schon am folgenden Tage holte er mit dem übertriebenen Eifer der Faulenzer, die sich zum Arbeiten entschließen, wie er es auch schon früher getan, Ladungen von Schmutz und Schlamm aus dem Wasser herauf.

Der Onkel Toni bezugte seine Dankbarkeit für diese plötzliche Laune, indem er nicht mehr die Stirne krauszog und ein paar Worte an den Sohn richtete.

Er wußte alles. Die Dinge waren genau so eingetroffen, wie er sie vorausgesehen hatte. Tonet hatte nicht wie ein Paloma gehandelt, und der Vater litt heftig darunter, wenn er das hörte, was man sich darüber erzählte. Er fühlte sich grausam verletzt bei dem Gedanken, daß sein Sohn auf Kosten des Gastwirts lebte, dem er auch noch sein Weib genommen hatte.

„Lüge! Lüge!“ versetzte der Kubaner mit dem schlechten Gewissen der Schuldigen, „das sind reine Verleumdungen!“

Um so besser! Der Onkel Toni jubelte, daß er wieder zurückgekehrt war. Die Hauptsache für ihn war, daß er der weiteren Gefahr entrann. Jetzt zog es ihn zur Arbeit, er sollte versuchen, ein ehrenhafter Mann zu werden und dem Vater bei seiner Aufgabe, die Lagune zuzuschütten, helfen. Wenn sie sich erst in schöne Felder verwandelt hatte und die Palomas viele Säcke Reis darauf ernteten, dann würde Tonet sicherlich eine Gefährtin finden. Dann konnte er sich die wählen, die ihm unter den Töchtern des Dorfes oder der Umgebung gefiel. Niemand würde es einfallen, einen reichen Mann zurückzuweisen.

Tonet, den die Worte des Vaters in Stimmung versetzt, hatte sich mit wahrer Wut an die Arbeit gemacht. Die arme Borda strengte sich weit mehr an, wenn sie mit ihm arbeitete, als mit dem Onkel Toni. Der Kubaner fand stets, daß sie ihre Sache nicht richtig machte; er war anspruchsvoll und brutal gegen das arme Mädchen, lud ihr wie einem Badesel alles auf und war doch immer am ersten müde. Die arme Borda, die unter der Last der Erdklumpen fast zusammenbrach, lächelte trotzdem fröhlich und betrachtete abends, wenn sie mit zerschlagenen Gliedern das Essen zurecht machte, dankbar ihren Tonet, den verlorenen Sohn, der seinen Vater so viele Schmerzen bereitete, und doch jetzt durch sein gutes Betragen ein wenig Heiterkeit und Vertrauen in das strenge Gesicht des alten Arbeiters lockte.

Doch die Stimmung des Kubaners hielt nicht lange Zeit an. Zeitweise wurde er von einer wütenden Lust nach Tätigkeit gepackt, dann aber erschien sofort wieder die Ruhe einer gebieterischen, alles in Bande schlagenden Faulheit.

Noch war kein Monat verflossen, da war Tonet, wie auch früher, dieser beständigen Arbeit müde. Ein großer Teil der Felder war schon ausgeschüttet, aber es waren noch große Löcher, die seine Verzweiflung erregten, unersättliche Abgründe, durch die die verschwundenen Wasser wiederzukehren schienen, um von der so mühsam in ungeheurer Arbeit eroberten Erde wieder Besitz zu ergreifen. Die Ungeheuerlichkeit des Unternehmens erfüllte den Kubaner mit Angst und Verzweiflung. An den Ueberfluß in Canamels Hause gewöhnt, war er empört über das schlechte Essen der Borda, über den spärlichen, leichten Wein, das harte Maiebrod und die Sardinen mit dem ranzigen Del, die die einzige Nahrung seines Vaters bildeten.

Auch die Ruhe seines Großvaters brachte ihn zur Verzweiflung. Dieser verkehrte noch immer im Hause Canamels, als wäre nichts geschehen. Er speiste dort zu Mittag und zu Abend und verstand sich ausgezeichnet mit dem Gastwirt, der



mit der Art, wie er die Sequiota ausbeutete, äußerst zufrieden war. Seinem Onkel bot er nicht einen Heller zur Teilung an. Er sagte ihm kein Wort, wenn er abends in der Hütte war, tat, als wäre er überhaupt gar nicht auf der Welt, und schien gar nicht daran zu denken, daß er, Tonet, der eigentliche Herr und Gebieter der Sequiota war.

Der Großvater und Canamel hatten sich vereinigt, um ihn auszubeuten, und gaben ihm dabei gleichzeitig zu verstehen, die Geschäfte gingen nicht. Auf diese Weise hatte die ganze Enttäuschung, die der Gastwirt zur Schau trug, kein anderes Ziel, als ihn beiseite zu schieben und ihren eigenen Anteil zu vergrößern. Mit der Habgier des gewissenlosen Bauern, der in Geldsachen weder Zuneigung noch Familienbande kennt, sprach Tonet den Onkel Paloma eines Abends an, als er sich gerade anschickte, auf den Fischfang zu ziehen. Er war der Herr der Sequiota, der wahre Herr, und schon lange Zeit hatte er keinen Heller gesehen. Er wußte, daß der Fischfang nicht so gut ging wie früher, aber man verdiente doch trotzdem dabei, und der Großvater wie der Onkel Paco steckten sich schöne Duros in ihre Taschen. Er wußte das von den Kalkäufern. Man sollte sich nur in acht nehmen, er wollte eine klare Rechnung, man sollte ihm geben, was ihm geschuldet zukam, sonst würde er sein Recht wieder in Anspruch nehmen und sich weniger habgierige Teilhaber suchen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Söhne.

Von Simo Matabuſi. Autorisierte Uebersetzung von Rada Rada.

Alles war schon bereit: die Gruben gegraben — die Soldaten vergattert — die Verurteilten hatten das Abendmahl empfangen. Alles war bereit. Man wartete nur noch, bis die zehnte Morgenstunde schlagen würde, die sollte die letzte für die armen Sünder sein.

Die beiden Verurteilten hodten auf dem Vorflur eines einpöckigen Hauses. Es stand inmitten der einzigen Straße, die sich gleichlaufend mit dem Flusse hinzog. Alles zusammen, der Fluß und das Städtchen, heißt: Zernojewitsch Nijeka.

Die Verurteilten waren an den Oberarmen mit Stricken gefesselt — aber locker genug, daß sie die Hände nach Gefallen rühren konnten. Mit ihnen auf der Bank saßen vier alte Montenegriner; einer davon trug einen Vollbart — ein Pope also. — Zwei Soldaten standen, die Gewehre bei Fuß, auf der obersten Stufe der Steinterrasse, die zur Vorhalle hinanführte.

Alles rauchte und schwabte durcheinander und grüßte hin und wieder und trank einander Schnaps aus Gläschen zu, die irgenweil alles Weiß herumreichte. Das Weiß kam und ging durch eine Falltür im Boden der Vorhalle. — Der ältere von den Verurteilten, ein kräftiger Mann von vierzig Jahren, war der lustigste und gesprächigste in dem Kreise.

Unten auf der Straße hatte sich eine dicke Menschenmenge angesammelt. Immer neue Männer kamen den Fluß herab und herauf in Kähnen an. Frauen stellten ihre Kassen ab und traten herzu, fragten, was es gebe, und erfuhren den ganzen Hergang.

Die vier da oben, Oheim und Nefse, hatten an der Catiarenscher Küste eine alte Frau und deren Dienstmädchen erschlagen, das Haus ausgeraubt und sollten nun die Todesstrafe erleiden. Gerade heute, am Markttag — nach montenegrinischer Sitte.

Am Eingang des Städtchens, am Uferbaum, hatte man zwölf Soldaten aufgestellt. Das Ufer war dort manns hoch ausgemauert, und da das Wasser zurückgetreten war, blieb ein Streifen Sandes im Flußbett trocken. Dort sollte das Urteil vollzogen werden. — Der Offizier befehlete die Soldaten und übte sie ein, auf die Brust zu zielen — ganz genau und gemeinschaftlich — sechs auf den einen und sechs auf den anderen. Darum kommandierte er zweier- oder dreimal: „An — Feuer!“ — Natürlich waren die Patronen blind. — Eine willkommene Vorstellung für die Zuschauer.

Der Stadthauptmann war in seiner Kanzlei geblieben, einer kleinen niedrigen Stube am Ende des Städtchens. Er war offenbar erregt und abgespannt. Er ging nervös hin und her, blieb stehen, schloß sich wieder, sah jeder Augenblick nach seiner Taschenuhr und rauchte immerzu. — Sein Schreiber saß am Tische und las leise für sich noch einmal das Urteil, um es später der Volksmenge flüsternd und klar verständlich zu können.

In diesem Augenblicke, während sich so viele Menschen vorbereiteten — die einen, zwei Leben zu vernichten, die anderen, dabei zuzusehen — während der eine der beiden Unglücklichen lachte und allerhand Schnurren trieb und in seinem Innern vor der schrecklichen Stunde zitterte — schien eine heiße, friedliche Junifonne nieder.

Und wunderbarlich genug war auch der Rahmen des ganzen wirren Bildes: Man muß sich eine tiefe Klust vorstellen, aus deren Grunde man nie mehr als sechsunddreißig Sterne sieht, und mitten durch schießt ein feichtes Wässerchen. Zur Rechten ragt der kahle Fels Obod mit seinen berühmten Ruinen (der Zernojewitschburg und der ersten süslawischen Druckerei), zur Linken

die Gasse — eigentlich eine halbe Gasse, von dreißig oder vierzig Häusern eingesaumt und immer von dem Gestank frischer und getrockneter Fische durchweht.

Plötzlich wird es im Volkshaufen still. Der Ältere der beiden Verurteilten tritt ans Geländer der Vorhalle und ruft:

„Guten Morgen, Montenegriner! Sage mir einer: bin ich etwa erbleicht?“

Eine Stimme von unten antwortet:

„Nein, Bruderherz! Rot bist Du wie eine Erdbeere und feisch wie ein Mädchen — ein echter Held unter den Helden.“

Der Räuber bramarbasiert weiter:

„Na, sieh, ich hab den Mut nicht verloren. Ich werde mannhast sterben, wie ich mannhast dem Tod auf dem Schlachtfeld in die Augen gesehen hab. Erzählt das den Leuten zu Hause. Und wie ich mich im Kriege gehalten hab, das weiß mein ganzes Bataillon und so mancher von Euch Landsleuten; das weiß auch unser Fürst selber, der mir die Medaille für Tapferkeit gegeben hat.“

Zurufe von unten antworteten:

„Ja, ja, ein eiserner Kerl, ein Kämpfe. Schade um ihn.“

Er winkt mit der Hand und fragt:

„Ist einer aus meinem Dorfe hier?“

Als niemand antwortet, fährt er fort:

„Am Ende — besser, daß niemand hier ist. Aber ich hab etwas auf dem Herzen. Hört mich an! Ich bitte Euch schön, Nachbarn, bestellst es meinen Vorgesetzten und bittet sie, daß sie unsere Fürsten für mich bitten mögen . . . Nicht um was Unrechtes. Hört mich an! Ich hab einen Sohn von acht Jahren. Mit Verlaub — ein wahres Adeltüchlein. Wird besser als sein Vater werden. Und da wünscht ich, man möcht dem Kind meine Medaille geben, die ich mir verdient hab und trag. — Das ist mein letzter und einziger Wunsch auf dem Wege, den ich eingeschlagen hab.“

Er schritt nach der Bank zurück, von Beifall und Lob begleitet. Der Pope wandte sich an den jüngeren Verurteilten. „Geh auch Du und sag den Leuten ein paar Worte.“

Dieser andere war klein, schwächling, mit schmalen rotblonden Schnurrbärtchen, biegsam und behend wie ein Kacke. Das sah man an jeder Bewegung. Er zuckte die Achseln und warf die Lippen auf, als wollte er sagen: Wozu die Komödien? — Aber auf eine erneute Aufforderung des Popen trat er vor und sprach rasch und unwillig:

„Ich hab keinen Dank abzusatten und keine Bestellung aufzugeben. Ich sag nur, daß wir beide verdient haben, was uns erwartet. Denn wir haben eine große Sünde begangen. Verzeiht mir, Montenegriner — und nun mit Gott!“

Ohne Mut oder Gleichgültigkeit zu heucheln — nein, ermüdet, mißmutig, aufgeregt, wie er wirklich war, wandte er sich wieder auf seinen Platz.

In der Menge schüttelte man die Köpfe.

Der Pope stand auf und nahm von den beiden Abschied. Beide küßten ihm die Hand und er ihnen die Stirn. — Der Ältere rief lachend:

„Pope, hab Dank! Es ist Zeit, daß Du gehst, um uns vor unserm ewigen Hause zu erwarten. Sing uns ein schönes Grablied und — Gott verzeih Dir!“

Auf der Treppe traf der Pope mit einem hageren, knochigen Allen zusammen, der ihn fragte:

„Pope, darf ich mit einem von diesen Glucksfindern ein Wortchen reden?“

„Ich glaube, ja. Beil Dich aber — denn sieh, dort kommt der Hauptmann. Es ist Zeit, ein Ende zu machen.“

Der Alte wankte hinauf, küßte den jüngeren Delinquenten und flüsterte ihm etwas ins Ohr. — Der Arme erbleichte, fing an zu zittern, griff sich an die Stirn und schrie auf:

„Nein, um Gotteswillen, nein, nein . . . Ruft den Hauptmann, ich bitt Euch . . . ruft ihn, ich bitt Euch um aller Heiligen willen, er soll sofort herkommen.“

„Da ist er,“ sagte einer von den Wächtern. „Was hast Du ihm da zugeflüstert, Alter?“

„Nichts Schlechtes, bei meiner Ehr.“

Die Menge kille sich für den Hauptmann und den Schreiber und der Bergzweifelte rief wiederum:

„Hauptmann, ich bitte Dich . . . ich beschwöre Dich . . . gibts nicht zu . . . gibts nicht zu . . .“

„Was hast Du, Junge?“

Die Mutter . . . die Mutter will zu mir . . . Sie ist hergekommen, sagt Vater Marko, sie will mit ihrem Sohne sprechen. Ich mag nicht . . . ich kann nicht . . . um keinen Preis. Wenn ich sie sehe, werd ich wie ein altes Weib . . . und schändlich sterben . . . Ich beschwöre Dich bei Gott und dem heiligen Petrus, gib nicht zu, daß sie herkommt.“

Der Hauptmann befahl den Panduren, die Alte zurückzuhalten.

Da sprach der alte Marko:

„Da hab ichs. Sie ist ihren Sohn in der letzten Stunde tröstet gekommen — sie wollt ihm erzählen, daß ihm in der vorigen Nacht ein Sohn geboren wurde.“

„Ein Sohn . . .“ rief der Verurteilte — mit einer Stimme, die alles, nur nicht freudig war.

„Oh, Nefse, möge er ein glücklicher Nachkomme sein! — Bedenke: der erste Nachkomme. Keiner Seel, das bedeutet Glück und Freude — auch noch in dieser Stunde.“

„Glück! Freude! . . . Unfelliger!“ höhnte der Nefse. „Was



„Soll mir ein Sohn? Das Andenken an unsere Geldentart erhalten — Deine und meine?“

„Bestie!“ rief der Oheim. „Bist Du ein Montenegriner oder ein Belscher? Was freust Du Dich nicht über Deinen Sohn?“

Der Keffe, noch zorniger:

„Freuen? Alles Böse wünsch ich ihm. Auf der Stelle soll er zugrunde gehen, damit niemand meinen Namen trägt.“

Die Wächter befehlen:

„Auf, Leute, kommt herunter!“

Die Menge wälzte sich hinter ihnen drein. — Der Ältere begann wieder großzutun, zu singen und nach seinem Sohne zu rufen, dem „Adlerkuchlein“; der Jüngere wandte den Kopf ab und sagte wehmütig:

„Warum schlägt mich Gott mit diesem letzten, ungeahnten Leid? — Vorwärts, Leute, schneller, schneller, damit wir bald fertig sind!“

Als sie auf der Richtstätte standen, sagte der Ältere zum Hauptmann:

„Ich möchte noch einige Worte sprechen.“ — Er ließ seine Blide über die Menge schweifen: er hoffte offenbar noch auf eine Botschaft — auf Gnade

Und der Keffe bat:

„Kein, Hauptmann, ich bitte Dich, mach rasch fertig . . . ganz rasch . . . ganz rasch.“

Der Hauptmann hob die Hand; tiefe Stille entstand.

Der Schreiber murmelte das Urteil; dann donnerten die Gewehre, und zwei Menschen fielen.

(Nachdruck verboten.)

## Die Kunst in der Südsee.

Mit Vorliebe verweilen die Seefahrer des 18. Jahrhunderts, die die vergessene Inselwelt der Südsee wiederentdecken, in ihren Schilderungen bei deren Bewohnern und entwarfen von ihnen begeisterte, idealisierte Bilder. Später hat eine mehr nüchterne Forschung diese Bilder nicht unwesentlich verändert, aber selten in ermüthlichem Umfange ergänzt. Und das wäre im Interesse unseres Wissens vom primitiven Menschen um so willkommener gewesen, als gerade die Südseeinsulaner dem ungewohnten kalten Hauch unserer Zivilisation schnell zu erliegen drohen. Es mangelte niemals ganz an vortrefflichen Beobachtern, aber es war ihnen aus verschiedenen Gründen in der Regel nicht vergönnt, sich völlig und ungehindert dem interessanten Gegenstände zu widmen.

In neuester Zeit nun scheint man sich endlich zu beeilen, so viel als noch möglich das hier Versäumte nachzuholen; wenigstens was die deutsche Wissenschaft und die in deutschem Besitz befindlichen Inseln angeht, die ja noch — im Bismarckarchipel — den größten Vorrat an Ursprünglichkeit bergen. Seit kurzem ist auch auf der großen Insel Neumedeuburg die vom Reichsmarineamt ausgerüstete Expedition des Marine-Stabsarztes Dr. Stephan tätig, die ausschließlich ethnographische Ziele hat. Eine zweite unter Professor Sapper und Dr. Friederici, die vom Reichscolonialamt ausgeschickt und zum Teil gleichfalls ethnographisch arbeiten wird, tritt Mitte Februar die Ausreise nach dem Bismarckarchipel an. Ferner bereitet der hamburgische Staat ein groß angelegtes, der völkerkundlichen Erforschung der Südsee gewidmetes Unternehmen für das kommende Frühjahr vor, das über einen eigenen Dampfer verfügen wird, und endlich will auch das Berliner Museum für Völkerkunde für denselben Zweck Mittel aufwenden. Es mag deshalb gerechtfertigt sein, wenn wir hier ein Kapitel aus der Ethnologie der Südseevölker streifen: ihre künstlerische Betätigung.

Eine solche Betätigung setzt ein ästhetisches Empfinden voraus. Für die Bewohner von Wumuku und Aua, der westlichsten Inseln des Bismarckarchipels, wird von einem Beobachter (Hellwig) ein ausgeprägtes Gefühl für schön und häßlich, besonders für eine Schönheit der Formen lebloser Gegenstände angenommen; gegen häßliche und abstoßend wirkende Dinge und Menschen besteht eine Abneigung. Viel weiter geht der bereits genannte Südseeforscher Stephan; er spricht von einem ästhetischen Weltbild der Bismarck-Inulaner, das in ihrer Kunst sich offenbare. Wie dem auch sei: jedenfalls äußern sich der Schönheitssinn und die künstlerische Ader bei all den Südseevölkern nicht in gleicher Weise.

Die Tonkunst steht im großen und ganzen nicht gerade hoch. Die Zahl der Musikinstrumente ist gering, viel geringer z. B. als bei den Africanern. Sie beschränken sich gewöhnlich auf die verschiedenen Arten der Trommel, Flöte, Kaultrommel und Musikbogen. Die epische Poesie gibt sich mitunter in Märcen und Sagen zu erkennen, die besonders bei den Polynesiern ziemlich weit in die Vergangenheit zurückreichen und über ihre Wanderzeit einige Aufschlüsse geben. Die Lyrik ist recht einfach. Von einem Tatauier (Tatowier)lied der Raiti-Ratolinsulaner (Mikronesien), d. h. einem Liebesliede, das mit Musikbegleitung beim Tatauieren gesungen wird, mag nach Krämer die erste Strophe in der Uebersetzung mitgeteilt werden:

Die Trommeln schlagen nicht  
Damit nicht mit Farbe  
Die Finger beschminkt werden.  
Nicht hören darf man das Trommeln  
Beim Zeichnen der Linien, der Linien!  
Macht sie gut, ihr Tatauierer.

Der Tatauierer will als beim Vorzeichnen der Muster mit Ruß nicht durch laute Musik gestört werden. Nachher aber, wenn er zum Stichel greift, ist ihm ein tüchtiger Lärm ganz lieb, wie die weiteren Strophen besagen. Die Samoaner sind schon stark von unserer Kultur beeinflusst und ergöhen sich an unseren Gassenhauern, denen sie einen Text ihrer Sprache unterlegen.

Recht poetische Liebchen werden von den Gilbertinsulanern, sehr melodische Gesänge von den Solomoniern berichtet. Hierbei mag gleich ein interessanter Umstand berührt werden, den Parkinson in seinem neuen Werke über die Südsee mitteilt. Von den Bewohnern der Gazellehalbinseln (Neupommern) erzählt er: Eingeborene Dichter, Komponisten, Ballettchoreographen und Dekorateurs genießen seit undenklichen Zeiten den Schutz ihres geistigen Eigentums. Der Erfinder eines Tanzes, der Dichter eines Liedes oder der Komponist einer Melodie ist in solchem Maße Herr seines Erzeugnisses, daß kein anderer es wagen würde, dieses Erzeugnis ohne vorherige Erlaubnis des Eigentümers zu reproduzieren. Die Erlaubnis muß aber stets durch Zahlung von Muschelgeld erkauft werden. Nach dem Tode des Erfinders oder Dichters geht dieser Schutz auf seine Erben über.

Damit tämen wir zur darstellenden Kunst: Tanz und Anfänge des Schauspiels. Alle Völker sind tanzfreudig, und die Naturvölker sind es erst recht; der angeblich finstere, verschlossene Melanesier nicht minder als die heiterer veranlagten Polynesiener und Mikronesier. Ihre Tänze auch nur zum geringen Teil zu charakterisieren, ist hier begreiflicherweise nicht möglich. Doch hören wir wenigstens, was der bereits genannte Parkinson — übrigens ein Pflanzler, aber der beste Kenner des Bismarckarchipels — über die Profantänze der Bewohner der Gazellehalbinsel und Neumedeuburgs sagt. Hat jemand einen neuen Tanz erdacht und ein Lied dazu gedichtet und komponiert, so sammelt er seinen Bekantheitsreiz, um ihn einzubüben, was je nach der geringeren oder größeren Schwierigkeit der Figuren längere oder längere Zeit beansprucht. Während dessen wird den Teilnehmern die zugrunde liegende Idee mitgeteilt, nach der sich die verschiedenen Wendungen, Arme-, Hand- und Beinbewegungen richten, die alle den Zweck haben, einen bestimmten Vorgang pantomimisch darzustellen. Der begleitende Gesang hat dagegen nicht immer mit der pantomimischen Aufführung Zusammenhang. Dem weißen Zuschauer präsentiert sich solch ein Tanz als eine zwei- bis vierfache Reihe von Tänzern, die in den Händen bunte Feder- und Blumenbüschel halten und an Kopf und Körper durch allerlei Schmuck gepußt sind. Sie führen zu ihrem lauten und gerade nicht lieblich klingenden Gesang verschiedene Tanzfiguren aus, schreiten oder hüpfen bald vor-, bald rückwärts, stehen oder hocken, machen mit den Füßen bestimmte Bewegungen, strecken die Arme bald nach rechts, bald nach links und schwingen die Feder- und Blumenbüschel in der vorgeschriebenen Weise. Dem Fremden kommen diese Tänze äußerst monoton und gleichartig vor, während sie in Wirklichkeit eine komplizierte Folge genau abgemessener Körperbewegungen sind und jede eiran ganz bestimmten Vorgang pantomimisch darstellt. Anderer Art sind die Zeremonialtänze, die nach uralten Regeln aufgeführt werden und für die Masken zur Verwendung kommen; was sie in jedem Falle bezwecken, ist noch nicht ganz klar erkannt. Der Tanzunterricht durch die Eltern beginnt, kaum daß das Kind stehen gelernt hat. Äußere Kundtänze sind, wie auch bei den meisten anderen Naturvölkern, nicht in Gebrauch. Tanz und Musik werden innerhalb des Bismarckarchipels am eifrigsten auf Neumedeuburg gepflegt. Die crotischen, die Kampf- und Kriegstänze, sowie die pantomimischen Tänze, die ein bestimmtes Ereignis umschreiben, können als die Anfänge der Schauspielkunst angesprochen werden; eine Weiterentwicklung hat nicht stattgefunden.

Ueber Malerei, Bildhauerei und Baukunst ließe sich gleichfalls außerordentlich viel sagen. Der Körper wird zu den Tänzen und zu den feierlichen Gelegenheiten häufig auch bemalt. Ferner trägt er fast überall einen dauernden Schmuck, die Tatauierung, die in der Südsee ja so mannigfaltig ausgebildet ist. In den Mustern kommt ein erheblicher Teil der Ornamentik der Insulaner zum Ausdruck; denn es liegen ihnen vielfach Tiergestalten und Pflanzenblätter zugrunde. Zu denen, die sich der langwierigen und schmerzhaften Prozedur des Tatauierens im weitesten Umfange unterwerfen, dürften die Bewohner der Karolinen gehören, obwohl infolge des Einflusses der Europäer die Sitte hier mehr und mehr abnimmt und die Zahl der nur wenig oder gar nicht tatauierten Personen die der stark tatauierten erheblich übersteigt. Im übrigen wird das Gesicht in Mikronesien und Melanesien meist nicht so sehr mit Mustern überzogen, als in Polynesien, wo es besonders die alten Maori (Neuseeländer) in der Gesichtstatauierung sehr weit gebracht haben. Im Anschluß hieran wäre noch die allerdings sehr selten vorkommende; künstliche Umgestaltung des Schädels aus Schönheitsrücksichten zu nennen. Bekannt ist sie aus dem westlichen Teil von Neupommern und von einigen davor liegenden Inseln, wo die Deformation zum „Spitzkopf“ durch Umwicklung des Schädels der Säuglinge bewirkt wird.

Während der Körper nicht immer durch aufgemalte farbige Linien geschmückt wird, legt man fast überall stets auf die Schönheit der Haarschmuck großen Wert, doch geschieht dies — abweichend von unseren Sitten — zumeist nur bei den Männern. Durch Verwendung von Stämmen, Unterlagen, Muscheln, Federn werden kostbare Frisuren hergestellt. Am eigentümlichsten in dieser Hinsicht ist wohl der hohe Stoppfischmud der wilden Salomonsinsulaner, die „Ballonmütze“, wie man sie ihrer Form wegen zu nennen



**pflegt.** Die Haare werden unter einem aufgesetzten ballonartigen, manchmal auch spitzenförmigen Gefäß aus Wlätten und Mohr lang ausgezogen. Daß die Samoanerinnen heute vielfach europäische Haarfrisuren tragen, dürfte aus Abbildungen dieser Schönen bekannt sein.

Künstlerische Verzierung wird ferner in sehr ausgedehntem Maße dem Hause, den Hausgeräten und Waffen, den Booten und Rudern, den Tanz- und Kultgeräten zuteil. Hierbei tritt die Bildschnitzerei gewöhnlich in Verbindung mit der Malerei auf. Diese Ornamentik ist früher in ihrem Wesen nicht erkannt worden; man begnügte sich, wenn man die abenteuerlich geschnitzten und bemalten Geräte usw. sah, sie für ein Spiel der Phantasie zu halten, das in der Außenwelt kein Vorbild habe und nur gefallen solle. Später bemerkte man, daß gewisse Motive in dieser Ornamentik stets wiederkehrten oder sie beherrschten, z. B. Vögel und Fische. Stephan fand ferner, daß die Eingeborenen des Bismarck-Archipels ihm jede als reines Ornament erscheinende Verzierung mit dem Namen eines Dinges aus der sie umgebenden Welt bezeichneten. Als Vorlagen sind Tiere, Blätter, Menschen, aber auch Landschaften und Naturereignisse in Gebrauch. Am eigenartigsten aber sind wohl einige von dem genannten Ethnologen abgebildete Malereien der Barriai (westliches Neupommern) an Bootmodellen, auf denen durch verschiedenfarbige Wellenlinien und weiße Punkte das Meerleuchten ornamental dargestellt wird! Eine andere Merkwürdigkeit dieser gesamten Ornamentik ist, daß das Weib und alles, was an sein Geschlecht erinnern könnte, in ihr gänzlich fehlt, und das ist der Fall, obwohl das Weib dort sehr oft eine angesehenere Stellung einnimmt. Daß man das Wesen der Ornamentik lange verkannte, liegt an der stark verwischten und dann konventionell gewordenen Form, in der ihre Motive, die Dinge der Außenwelt, hier vor's Auge treten. Es gehörte z. B. ein großer Scharfsinn dazu, in gewissen, häufig wiederkehrenden Mustern den feine Flügel ausbreitenden Fregattvogel zu ermitteln. Am klarsten pflegt die menschliche Gestalt erkennbar zu sein, besonders in den figürlichen Schnitzereien, in Masken und Ahnenbildern.

Wie reich und geschmackvoll Speere, Schilde, Keulen, Tanzstäbe, Gefäße, Trommeln der Südseevölker mit Schnitzereien und Malereien geschmückt sind, zeigen die Schätze unserer Museen. Erzeugnisse der Knüpf- und Webekunst (besonders der Karoliner), der Flecherei und der Rindenstoffmalerei, ja der Brandmalerei sind dort in nicht minder schönen Stücken erhalten. Auf den Hausbau wird nicht überall dieselbe Sorgfalt verwendet. In Melanesien sucht man häufig nur den Hauptzweck der Behausung notdürftig zu erreichen. In Mikronesien, auf Jap und namentlich auf den Palauinseln, geht man mit künstlerischem Verständnis zu Werke, und hier dürfen wir von einer Baukunst sprechen. Es sind nicht so sehr die Privathäuser, an denen ein verfeinerter Geschmack sich offenbart, als die öffentlichen Gebäude. Als Architektonen stehen die Bewohner der Karoliner und Palauinseln nicht nur in der Südsee, sondern wahrscheinlich unter den Naturvölkern überhaupt obenan, und von den großen Vereins- und Gemeindegäusern der Palauinseln sagt Kubary, daß sie durch Form und Größe, zielliche Schmutz und peinliche Sorgfalt Bewunderung hervorrufen. Auf die Ausstattung des bis zu 7 Meter hohen Giebels verlegt sich das ganze künstlerische Können des Baumeisters. Alle Balkenstirnen sind hübsch geschnitten und bemalt, häufig zu einem fliegenden Hunde ausgestaltet. Die Frieze stellen allerlei Szenen dar, z. B. ein Begräbnis und den Streit der erblustigen Verwandten um den Leichnam. Das ganze Giebelfeld wird ausgenüht.

Fast alle Stämme Ozeaniens sind große Seefahrer oder es in früheren Zeiten gewesen. Daher die stattlichen Kanus und Hochseefahrzeuge. Sie sind praktisch, aber auch ästhetisches Empfinden hat sich an ihnen betätigt. Im Berliner Museum für Völkerkunde befindet sich ein eigenartiges Prachtstück, ein zweimastiges Segelkanu von Ruf (Hermitinseln), das gegen 50 Personen fassen kann und das letzte seiner Art sein soll. Außer anderem Schmutz (Schnitzarbeit, Büschel von Stoffsasern, Schnüren und Federn) zeigt das ganze Kanu des Rumpfes vom Vordrand bis zum Kiel mehrere Reihen regelmäßig in Rotbraun und Weiß gemalter Figuren. Das Kanu erinnert in gewissem Sinne an die Brunnenschiffe der römischen Kaiser oder an den Bucentoro der venezianischen Dogen, übertraf sie aber wohl an Seetüchtigkeit. Als „wahre Wunderwerke“ bezeichnet ein Reisender auch die Fahrzeuge der Insel Kubiana in den Neuen Hebriden.

Nichts erlaubt uns, von dem künstlerischen Wollen und Können der Südseeinsulaner geringschätzig zu denken. Wir dürfen das um so weniger, als die Kunst dieser Völker denselben Wurzeln entsprossen ist wie die unserer, oder Stufen darstellt, auf denen auch wir einmal gestanden haben. Das Studium jener Kunst ist deshalb nicht nur eine Aufgabe der Völkerkunde, sondern auch für eine richtige Auffassung von der Entwicklung der Kunst also für die Kunstgeschichte notwendig. Wir wollen hoffen, daß die oben genannten Expeditionen nicht nur die Museen mit neuen „Kuriositäten“ füllen, sondern vor allem zur Erforschung des Kunstsinnes der Primitiven und damit unserer eigenen ästhetischen Grundgesetze beitragen.

H. Singer.

## Kleines feuilleton.

### Aus dem Tierleben.

**Vom Leben der Lachse.** Die Familie der Lachse liefert eine Reihe von Fischarten in die Küche, deren Geschmack vom menschlichen Gaumen am höchsten bewertet wird, nämlich außer den eigentlichen Lachsen namentlich noch die verschiedenen Forellen. Der Lachs ist ein Bewohner der süßen Gewässer, ist aber doch vorzugsweise als ein Seefisch zu betrachten. Dieser Widerspruch wird durch eine Reihe von Tatsachen gelöst, deren eine darin liegt, daß die Vorfahren der Lachse sämtlich durchaus Seefische gewesen zu sein scheinen und nur im Kampfe ums Dasein allmählich zur Flucht in die Gewässer der Festländer oder in große Meerestiefen gezwungen worden sind. Außerdem vollzieht sich das Wachstum und die Ernährung der Lachse auch jetzt hauptsächlich im Meer, und sie suchen das Süßwasser nur auf, wenn bei dem Herannahen der Laichzeit die Nahrung zu fehlen beginnt. Die junge Brut bringt dann ihre erste Jugend in der Nähe ihres Geburtsortes zu, bis sie stark genug geworden ist, um die Reise nach dem Meere hin zu wagen. Man denkt immer, daß die Wissenschaft über das Leben so allbekannter und vielbewerteter Tiere wie der Lachse seit langem vollständige Klarheit geschaffen haben müßte, aber es sind kaum 40 Jahre vergangen, seit an diesen Fischen die grundlegende Entdeckung gemacht worden ist, daß sich die ersten beiden Jahre ihres Lebens in einem Jugendstadium vollziehen und daß sie nur selten vor dessen Beendigung und zuweilen sogar erst nach drei Jahren aus dem Süßwasser ins Meer wandern. Wer das Verdienst dieser Entdeckung für sich in Anspruch nehmen darf, ist nicht mehr genau bekannt, doch ist sie wahrscheinlich im lachsreichen Schottland gemacht worden. Die jungen Lachse sind, wenn sie sich seawärts ziehen, erst 10–15 Zentimeter lang, haben dann schon ein silberglänzendes Kleid und suchen sich für den Beginn dieser Reise fast stets das Frühjahr aus; in den Flüssen einiger Länder scheinen sie allerdings auch den Spätsommer oder Frühherbst zu diesem Zweck zu bevorzugen. Haben sie das Meer erreicht, so sind sie der Verfolgung des Menschen im wesentlichen entzogen, und erst in ganz neuester Zeit ist es dem Naturforscher Calderwood, der jetzt ein schönes Buch über das Leben des Lachses veröffentlicht hat, gelungen, auch über diese Zeit der Lebensgeschichte des Fisches einige Aufklärung zu schaffen. Es ist zwar noch nicht ganz sicher, aber wahrscheinlich, daß von den ins Meer gewanderten Lachsen im selben Jahr keiner mehr in die Flüsse zurückgeht. Manche erscheinen nach 12 bis 15 Monaten wieder im Süßwasser, andere bringen noch einen weiteren Sommer im Meere zu. Man unterscheidet danach eine kurze und eine lange Wanderung der Lachse. Bei den Versuchen, die mit abgestempelten Fischen gemacht worden sind, haben sich allerdings noch einige Fälle gezeigt, in denen ein Lachs schon nach einem halben Jahr wieder gefangen wurde, jedoch scheint es sich dabei um Ausnahmen zu handeln. Was der Lachs im Meere treibt, weiß man noch immer nicht genau. Wahrscheinlich macht er in den Untiefen auf Serringe und Makrelen Jagd. Eine weitere interessante Frage, die noch zu lösen bleibt, besteht darin, ob der Lachs nach seinem Aufenthalt im Meere immer wieder in denselben Fluß zurücksteigt, in dem er das Licht der Welt erblickt hat.

### Aus der Pflanzenwelt.

**Vererbung bei Waldbäumen.** Die Frage der Vererbung hat für das menschliche Denken etwas so Fesselndes, daß sie in wissenschaftlicher und oft auch unwissenschaftlicher Weise in allen möglichen Beziehungen erörtert wird. Die Vererbung gerade beim Menschen ist am schwierigsten festzustellen, denn das einzige Mittel, das hier zu greifbaren Ergebnissen führen könnte, nämlich die Statistik, hat keine hebedentlichen Mängel. Mehr wissenschaftlich lassen sich Forschungen mit Rücksicht auf die Vererbung bei Haustieren und bei Pflanzen unternehmen. Entsprechende Versuche mit Tieren sind seit Jahrzehnten oder wohl seit noch längerer Zeit sorgsam gepflegt worden und haben zu wichtigen Resultaten geführt. Noch älter und in manchen Einzelheiten auch noch gründlicher studiert sind die Vererbungserrechnungen bei Pflanzen, die für die Entwicklung des Gartenbaues von größter Wichtigkeit sind. Eine wenig beachtete Seite dieser Frage hat jetzt Professor Somerville in den Verhandlungen der schottischen Fortsgesellschaft berührt, nämlich die Unterschiede der Nachkommenschaft von Waldbäumen verschiedener Standorte, namentlich in gebirgigen Ländern ist Gelegenheit vorhanden, über diesen Punkt Klarheit zu schaffen. So ist bei vergleichenden Experimenten in der Schweiz festgestellt worden, daß Pflanzen aus den Samen der gewöhnlichen Fichte, deren Mutterstamm in großer Höhe, z. B. von 2000 Metern, seinen Standort hatte, ein weitaus langsames Wachstum zeigten als andere Pflanzen, deren Samen von Bäumen aus niedrigeren Gebieten, z. B. aus einer Meereshöhe von 500 Metern hergenommen waren. Das wäre also ein ganz deutlicher Beweis der Vererbung von Eigenschaften, die von einer Pflanze erst durch Anpassung an ihren Standort erworben worden sind. Andere Versuche mit Fichten in Oesterreich haben zu den gleichen Ergebnissen geführt. Außer der Schnelligkeit des Wachstums scheint auch das Gewicht der Samen und die Neigung zu Krankheiten je nach dem Standort der Mutterpflanze verschieden zu sein.